

Christoph Nonn

12 Tage und ein halbes Jahrhundert

EINE
GESCHICHTE
DES DEUTSCHEN
KAISERREICHES
1871–1918

C.H.Beck



ZUM BUCH

1871 wurde der deutsche Nationalstaat begründet. In den darauf folgenden fünf Jahrzehnten entstand das moderne Deutschland. In seinem anschaulich geschriebenen Buch zeigt Christoph Nonn die Janusköpfigkeit des deutschen Kaiserreiches, das sowohl Wegbereiter des Dritten Reiches als auch unserer heutigen Demokratie war.

Im Spiegelsaal des berühmten französischen Königsschlusses Versailles wird im Januar 1871 das deutsche Kaiserreich ausgerufen. Seine Entwicklung war geprägt von immenser wirtschaftlicher Dynamik bei weitgehendem politischem Stillstand, demokratischen Lernprozessen und autoritärer Verkrustung, bahnbrechenden Sozialreformen und heftigsten sozialen Konflikten.

In zwölf Kapiteln, die jeweils von den Ereignissen eines bestimmten Tages ausgehen, beleuchtet Christoph Nonn diese faszinierend bunte Epoche und lässt die Menschen lebendig werden, die sie gestalteten und durchlebten. So etwa der Künstler Anton von Werner, der die Kaiserproklamation gleich mehrfach malte, Julie Bebel, die selbstbewusst in der Politik wie in der gemeinsamen Drechslerwerkstatt an die Stelle ihres Manns August trat, wenn der wieder einmal im Gefängnis saß, oder der Schuster Wilhelm Voigt, der als «Hauptmann von Köpenick» eine Stadt zum Narren hielt und damit eine Nation zum Lachen brachte.

ÜBER DEN AUTOR

Christoph Nonn ist Professor für Neueste Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Bei C.H.Beck sind von ihm erschienen: *Bismarck* (2015) sowie die C.H.Beck Wissen-Bände *Geschichte Nordrhein-Westfalens* (2009) und *Das deutsche Kaiserreich* (2017).

INHALTSVERZEICHNIS

GEBRAUCHSANWEISUNG

VERSAILLES, 18. JANUAR 1871

Bildnis des Künstlers als junger Mann



Festakt mit Hindernissen



Eine schwere Geburt



Risse hinter der Einheitskulisse



Erinnern an die Reichsgründung: Die liberale Ära



Konservative Perspektivwechsel



Nationalgedenken, Heimatgedanke und Moderne



MARPINGEN, 3. JULI 1876

Gretchen Kunz sieht die Muttergottes



«Eine einzige grosse Lüge»



Der Wille zu glauben



«Kulturkampf»



Die Zentrumspartei



Religion und Konfession im Kaiserreich



LEIPZIG, 2. JUNI 1878

Ein Schock für Julie Bebel



Wege zum Sozialismus

Im Verein ist man weniger allein

«Reichsfeinde»

Die Frau und der Sozialismus

Sozialdemokratie und parlamentarische Demokratie

BERLIN, 27. SEPTEMBER 1883

Theodor Lohmann kann nicht anders

Ein Bürger und christlicher Sozialreformer

Vom langsamen Bohren dicker Bretter

Die Grundlegung der deutschen Sozialversicherung

Wessen Sozialversicherung?

OKAHANDJA, 21. OKTOBER 1885

Samuel Maharero unterschreibt einen «Schutzvertrag»

Die Deutschen und Afrika

Geschäfte auf Gegenseitigkeit

Siedlungskolonie «Deutsch-Südwest»

Der Weg zum Völkermord

Dunkler Kontinent Europa

BERLIN, 15. MÄRZ 1890

Ein alter Herr mag nicht gehen

Kanzler und Kaiser

Land im Umbruch

Bismarck und die letzte Forelle

«Neuer Kurs»?

«Der Kurs bleibt der alte, und nun Volldampf voraus!»

KIEL, 3. JANUAR 1896

Der Admiral kann warten

Leben von der Marine

Flottenpolitik, Weltpolitik, Bündnispolitik

Schlachtflotte und «nationale Sammlung»

Faszinierende Spektakel

KONITZ/WESTPREUSSEN, 11. MÄRZ 1900

Stolz und Vorurteil

Anna Roß, Meistererzählerin des Ritualmordgerüchts

Ganz andere Gerüchte

Die Faszination des Bizarren

Soziale Konflikte, Sündenböcke und Rituale der Demütigung

Antisemitismus im deutschen Kaiserreich

Die «Barbarei längst verflossener Jahrhunderte»?

KÖPENICK, 16. OKTOBER 1906

Wilhelm Voigt kauft eine Uniform

Der Hauptmann von Köpenick

Eine Legende wird gemacht

Der Militarismus der anderen

Zivilisten, Soldaten und europäische Moderne

Dreierlei Militärpolitik

NORDERNEY, 2. OKTOBER 1908

Der Reichskanzler hat Urlaub

«Bülow soll mein Bismarck werden»

Novemberstürme

Kaiser, Kanzler und öffentliche Meinung

Das Parlament und die politische Verantwortung

FREIBURG, 30. JULI 1914

Die Tränen der Charlotte Herder

Julikrisen

Augusterlebnisse

Fronterfahrungen

Heimatfronten

MÜNCHEN, 7. NOVEMBER 1918

Felix Fechenbach macht eine Revolution

Der Machtzerfall der Monarchie

Dem Ende entgegen

Die Dolchstoßlegende und andere Hypothesen

Das Erbe des Kaiserreichs

ANHANG

LITERATURVERZEICHNIS

ZUM WEITERLESEN

Versailles, 18. Januar 1871 (Die Kaiserproklamation)

Marpingen, 3. Juli 1876 («Kulturkampf», politischer
Katholizismus und Religion)

Leipzig, 2. Juni 1878 (Sozialistengesetz und Sozialdemokratie)

Berlin, 27. September 1883 (Die Sozialversicherung)

Okahandja, 21. Oktober 1885 (Kolonien)

Berlin, 15. März 1890 (Bismarcks Entlassung)

Kiel, 3. Januar 1896 (Flottenbau)

Konitz/Westpreußen, 11. März 1900 (Antisemitismus)

Köpenick, 16. Oktober 1906 (Militär und Gesellschaft)

Norderney, 2. Oktober 1908 (Daily-Telegraph-Affäre, Öffentlichkeit und Parlamentarisierung)

Freiburg, 30. Juli 1914 (Erster Weltkrieg)

München, 7. November 1918 (Revolution und Ende des Kaiserreiches)

ANMERKUNGEN

Gebrauchsanweisung

Versailles, 18. Januar 1871

Marpingen, 3. Juli 1876

Leipzig, 2. Juni 1878

Berlin, 27. September 1883

Okahandja, 21. Oktober 1885

Berlin, 15. März 1890

Kiel, 3. Januar 1896

Konitz/Westpreußen, 11. März 1900

Köpenick, 16. Oktober 1906

Norderney, 2. Oktober 1908

Freiburg, 30. Juli 1914

München, 7. November 1918

DANK

BILDNACHWEIS



GEBRAUCHSANWEISUNG

Man kann dieses Buch von Anfang bis Ende lesen. Man muss es aber nicht.

Man kann auch am Ende anfangen. Oder mittendrin. Das Buch besteht aus zwölf Geschichten, die einzeln für sich gelesen werden können. Jede dieser zwölf Geschichten behandelt einen Aspekt der Geschichte des deutschen Kaiserreichs. Den Ausgangspunkt bildet jeweils ein bestimmtes Ereignis. Manche dieser Ereignisse haben einen festen Platz in historischen Handbüchern und Zeittafeln. Das gilt etwa für die Proklamation des preußischen Königs Wilhelm zum deutschen Kaiser in Versailles am 18. Januar 1871, für das auf ihn verübte Attentat vom 2. Juni 1878, für die Entlassung Bismarcks am 15. März 1890, für die Julikrise 1914, für die Revolution in München am 7. November 1918. Andere sind weniger bekannt. Wer mit den Orten und Daten, die als Kapitelüberschriften dienen, nichts anzufangen weiß, dem sollten die Zwischentitel im Inhaltsverzeichnis einige Hinweise geben. Oder man schlägt hinten im Buch unter «Zum Weiterlesen» nach, um sich darüber zu orientieren, welche Themen die Kapitel behandeln. Dort finden sich auch einige Bemerkungen zu den wichtigsten Quellen und zentraler Literatur.

Die Kapitel sind nach den Daten, die ihnen die Titel geben, chronologisch angeordnet. In dieser Reihenfolge gelesen, ergeben sie vielleicht auch eine Art umfassendere Geschichte des Kaiserreichs, oder zumindest von dessen zentralen Themen:

Reichsgründung, «Kulturkampf», Sozialistengesetz, Sozialversicherung, Kolonialpolitik, wirtschaftliche und gesellschaftliche Umbrüche, Flotten- und Außenpolitik, Antisemitismus, Militarismus, das Verhältnis von Parteien, Parlament und Regierung, schließlich der Erste Weltkrieg und der Untergang der Monarchie in der Revolution. Die behandelten Ereignisse dienen dabei jeweils als Aufhänger für längerfristige Entwicklungen. So geht es im Kapitel über die Reichsgründung auch um die Erinnerung daran, und wie sich in dieser der Wandel des nationalen Selbstverständnisses und des Nationsgedankens nach 1871 zeigte. Das Kapitel über den «Kulturkampf» behandelt auch den Stellenwert von Religion und die Entwicklung der Zentrumspartei. Die Geschichte des Sozialistengesetzes dient als Aufhänger für die Entwicklung der Sozialdemokratie, und so weiter.

Natürlich ist dieses Buch aber keine «Gesamtdarstellung» des Kaiserreichs. Die gibt es nicht und wird es nie geben. Die historische Forschung über die deutsche Geschichte zwischen 1871 und 1918 füllt schließlich ganze Bibliotheken. Zudem kommen ständig neue Erkenntnisse über diese Zeit hinzu, werden lange für Gewissheit gehaltene Annahmen widerlegt, ändern sich die Fragen, die in der Gegenwart an die Vergangenheit gestellt werden. Jeder Versuch, eine alle Aspekte der Zeit berücksichtigende, definitive Geschichte des Kaiserreichs zu schreiben, wäre deshalb von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die meisten Leser werden daher auf den folgenden Seiten das eine oder andere vermissen. Mir als Autor geht es nicht anders. Aber irgendwann muss jedes Buch einmal fertig werden. Das geht nicht ohne das manchmal schmerzhaftes Setzen von Prioritäten, über die sich dann im Einzelnen streiten lässt.

Das Buch ist kein «Handbuch». Es ist ein Lesebuch. Das hat zum einen etwas mit meiner grundsätzlichen Skepsis gegenüber der Idee des Handbuchs zu tun. Diese Idee scheint mir der naiven Vorstellung verwandt zu sein, dass man getrost nach Hause tragen

kann, was man schwarz auf weiß besitzt. Tatsächlich vermitteln aber sogenannte Handbücher ebenso wenig zweifelsfreie Wahrheiten wie das Internet oder die Zeitung.

Zum anderen gibt es bereits viele solcher Handbücher über die Geschichte des Kaiserreichs. Manche davon erinnern an ein Sandwich: Sie bestehen aus zwei Hälften Politik mit sozialhistorischer Füllung in der Mitte und einem Klecks Geschlechtergeschichte als Zugabe obendrauf.[1] Andere kultivieren die Disziplin des Dreisprungs: Sie handeln nacheinander Wirtschaft, Gesellschaft und Politik ab. Manchmal wird dann noch Kultur als vierter Kategorie größerer Platz eingeräumt,[2] manchmal wirken die wenigen Seiten darüber aber auch eher wie ein kümmerlicher Wurmfortsatz.[3]

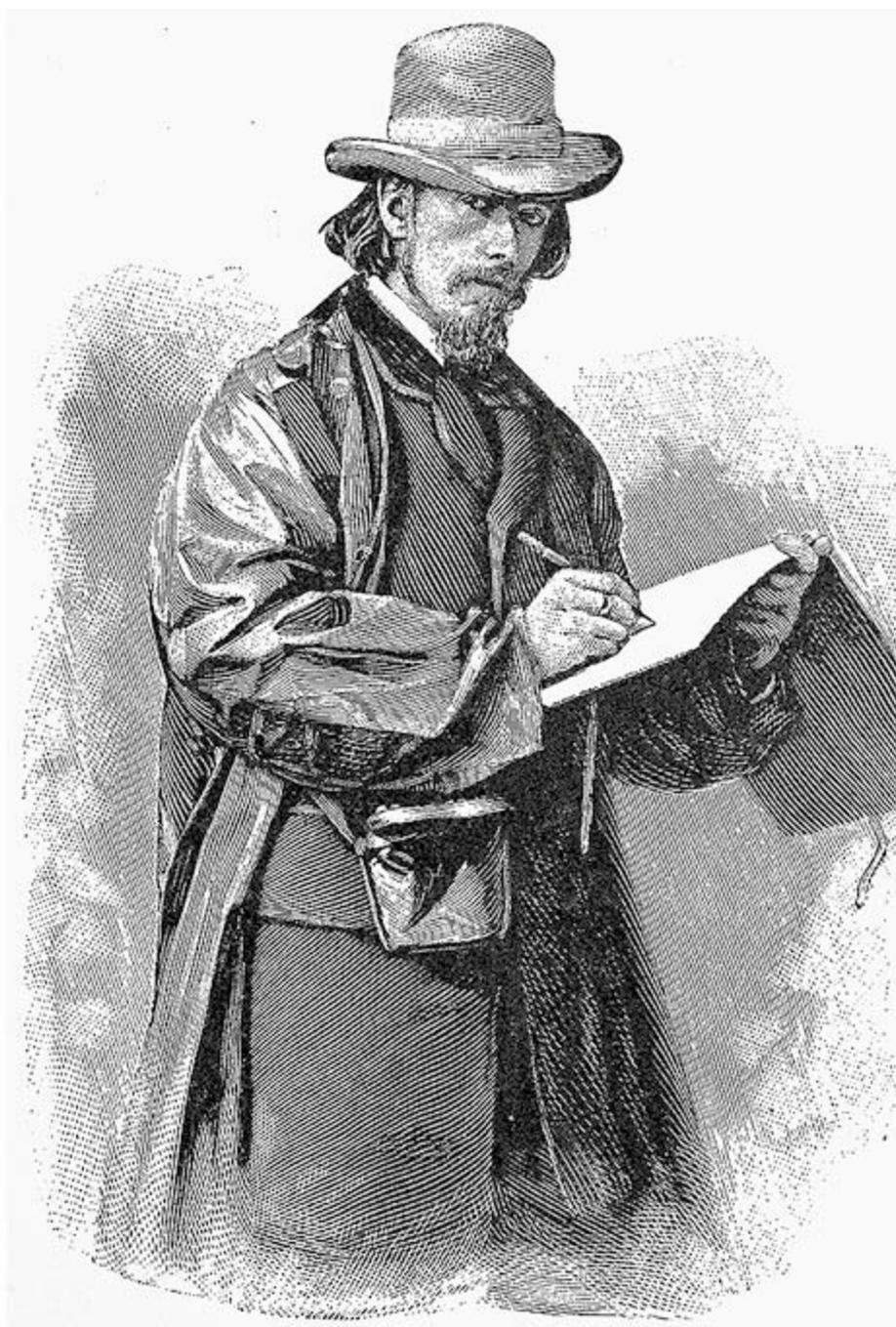
Vor allem aber konzentrieren diese Handbücher sich auf Strukturen und vermitteln damit ein eher statisches Bild des Kaiserreichs. Im vorliegenden Buch stehen stattdessen die Menschen im Mittelpunkt, ihr Handeln und ihre Erfahrungen. Natürlich wirken Strukturen auf Menschen ein, prägen sie, setzen ihnen Grenzen. Aber es sind auch Menschen, die diese Strukturen machen, sie verändern oder zerstören.

In jeder der Geschichten dieses Buches spielt ein bestimmter Mensch die Hauptrolle. Unter den Akteuren sind Reichskanzler, Kaiser und ein Admiral – aber auch ein katholisches Bauernmädchen von der Saar; eine politisch engagierte Putzmacherin, Hausfrau und Mutter aus Leipzig; ein gewitzter Schuhmacher mit Faible fürs Militärische; eine skrupellose Gesindevermittlerin aus Westpreußen; der erst Sozialdemokrat und dann Soldat werdende Sohn eines jüdischen Bäckers; ein Herero aus Südwestafrika, der deutsches Interesse an seiner Heimat zu eigenen Zwecken nutzen will. Andere Geschichten werden erzählt aus der Sicht eines protestantischen Sozialreformers aus Niedersachsen, der frustrierten Frau eines Freiburger Verlegers, eines in Frankfurt an der Oder geborenen

Tischlersohns mit künstlerischen Ambitionen. In weiteren Rollen treten außerdem auf: ein in Deutz zur Welt gekommener, vielseitig talentierter Drechslermeister, ein Bauer aus Mainfranken, ein unterschätzter Köpenicker Kommunalpolitiker, Städterinnen und Dorfbewohner, Bürger und Bäuerinnen, Arbeiterinnen und Fabrikanten, Offiziere und Soldaten, Großgrundbesitzer, Dienstmädchen, Parlamentarier, Pfarrersfrauen, Metzger, jede Menge Journalisten, Juden, Historiker und viele andere.

Ziel ist eine multiperspektivische Darstellung, eine Art Kaleidoskop, das die ungeheure Vielschichtigkeit des Lebens im deutschen Kaiserreich zumindest ansatzweise abbildet. Dieses Leben war geprägt von immenser wirtschaftlicher Dynamik bei weitgehendem politischem Stillstand, demokratischen Lernprozessen und autoritärer Verkrustung, bahnbrechenden Sozialreformen und heftigsten sozialen Konflikten. Vor allem aber war die Zeit des Kaiserreichs eine faszinierend bunte Epoche mit lebendigen Menschen, die sie gestalteten und durchlebten.

VERSAILLES, 18. JANUAR 1871



Anton von Werner in Frankreich 1870

Bildnis des Künstlers als junger Mann

Das Telegramm wurde dem Künstler am Vormittag des 15. Januar auf dem Eis zugestellt, als er mit seiner Braut Schlittschuh lief. Es kam vom Hofmarschall des preußischen Kronprinzen aus Versailles. Dort befand sich das Hauptquartier der preußischen und verbündeten Truppen, die seit Monaten Paris belagerten. Die Nachricht war ebenso kurz wie ihr Inhalt mysteriös. Sie lautete: «Geschichtsmaler v. Werner, Karlsruhe. Seine Königliche Hoheit der Kronprinz läßt Ihnen sagen, daß Sie hier Etwas Ihres Pinsels Würdiges erleben würden, wenn Sie vor dem 18. Januar hier eintreffen können. Eulenburg, Hofmarschall.»[1]

Der «Geschichtsmaler» Anton von Werner war damals 27 Jahre alt. Er stammte aus verarmtem ostpreußischen Dienstadtadel. Einer seiner Vorfahren hatte als Diplomat die Krönung des brandenburgischen Kurfürsten zum König am 18. Januar 1701 mit vorbereitet. Dafür war der Vorfahr mit einem Adelspatent belohnt worden. Doch auf diesen Aufstieg der Familie folgte bald ein steiler gesellschaftlicher Abstieg. Anton von Werners Urgroßvater wurde als Offizier im Siebenjährigen Krieg schwer verwundet. Dann brannte das Familiengut in Ostpreußen wiederholt ab und musste verkauft werden. Der Großvater sah sich gezwungen, eine Militärkarriere wegen schwerer Krankheit abzubrechen. Als Steuerbeamter schlug er sich mehr schlecht als recht durch und starb jung, «seine Familie in Not und Bedrängnis zurücklassend».[2] Antons Vater, mit vier Jahren Halbwaise geworden, fristete sein Leben schließlich als Tischler in Frankfurt an der Oder.

Dort wurde Anton selbst 1843 geboren. Die Einstellung, die der Junge in der Familie zu Preußen und dessen Kriegen vermittelt bekam, war nicht unbedingt allzu positiv. Zwar erzählte die Großmutter ihm viel vom «alten Fritz», zu dessen Lebzeiten sie noch geboren worden war. Dabei spielte allerdings die verheerende Niederlage Preußens in der Schlacht von Kunersdorf 1759 eine prominente Rolle. Dass der in dieser Schlacht verwundete Urgroßvater die ihm deswegen eigentlich zustehende Zivilversorgung nie erhalten hatte, nahm einen zentralen Platz in der Familienerinnerung ein. Offenbar nicht ohne Stolz wurde dem Jungen wiederholt von einer Ohrfeige berichtet, die sein Urgroßvater dem verantwortlichen preußischen Minister deshalb einst verabreicht haben soll. Auch sonst waren es weniger die «glanzvollen» Seiten preußischer Geschichte, von denen der kleine Anton in der Familie erfuhr: So erzählte die Großmutter viel und gerne von der Vernichtung der preußischen Armee bei Jena 1806 und den darauffolgenden Jahren französischer Besatzung – insbesondere von einem bestimmten französischen Offizier, den sie offenbar als junge Frau gekannt hatte.

Dennoch: Für den jungen Anton von Werner und seine Spielkameraden hatte «alles Militärische», wie er sich später erinnerte, «einen erhöhten Reiz». Auf Jahrmärkten drängten sie sich vor den Schaubuden, die, «mit beweglichen, auf Rädern laufenden Figuren ausgestattet», die Feldzüge in Schleswig-Holstein 1849 und später «aus dem Krimkrieg allerlei Episoden mit viel Pulvergeknalle zur Anschauung brachten. Gerade diese Darstellungen entzückten uns Jungens und regten uns zur Nachahmung an.» Es war «vor allem aber die Erinnerung an die Befreiungskriege», die die liberale deutsche Nationalbewegung für sich reklamierte und zelebrierte, «wenn einer der alten Krieger von 1813 zu Grabe getragen wurde», die von Werner nach eigener Aussage prägte. Tief beeindruckt hatten schon den Fünfjährigen danach auch die Schießübungen der

Bürgerwehr 1848, als die preußischen Truppen seine Heimatstadt vorübergehend räumten.[3]

Vom Vater zunächst zu einer Ausbildung als Anstreicher gezwungen, begann er danach ein Studium an der Berliner Kunstakademie. Doch das Berlin der frühen 1860er Jahre erschien dem mit liberalen Ideen sympathisierenden Kunststudenten muffig und finster. Die Hoffnungen auf «den Anbruch einer neuen Zeit, den Beginn einer Ära voller Glück und freiheitlicher Entwicklung», die auch er wie viele Zeitgenossen mit der Übernahme der Regierung durch Wilhelm I. verbunden hatte, hatten der Konfrontation zwischen Monarch und Volksvertretung im preußischen Verfassungskonflikt Platz gemacht. Der junge von Werner geriet in die Gesellschaft «alter Achtundvierziger», wurde Mitglied eines Turnvereins und trat in die oppositionelle Fortschrittspartei ein.[4]

1862, auf dem Höhepunkt des Verfassungskonflikts, beschloss er schließlich, der preußischen Heimat den Rücken zu kehren und an die Kunstschule nach Karlsruhe zu gehen. Enttäuschung über die Lehrer an der Berliner Akademie spielte auch eine Rolle dabei, zudem der Eindruck, bei Preisverleihungen übergangen worden zu sein. Nicht zuletzt aber war Baden «bei uns längst als konstitutioneller Musterstaat bekannt und gepriesen. Hier nun fühlte ich in der Tat den Hauch einer neuen Ära in dem Zusammenleben und Zusammenwirken von Fürst und Volk, die glückverheißend schien.» So zeigte Anton von Werner sich bald nach seiner Ankunft in Karlsruhe tief beeindruckt vom zivilen Auftreten des jungen badischen Großherzogs, des Schwiegersohns des Preußenkönigs Wilhelm I., von dem er eine so ganz andere, «stramm militärische Erscheinung» gewohnt war. «Auch dass man Offiziere mit Zivilisten zusammen am Biertisch sah, imponierte mir, weil ich es bei uns nie gesehen hatte.» Auf Reisen in Württemberg und Bayern machte er ähnliche Erfahrungen: «Der Vergleich zwischen Preußen, das als Inbegriff finsterster Reaktion galt, und Süddeutschland, dem Land

der Freiheit, drängte sich überall und nicht gerade freundlich auf.»[5]

1866 sah der junge Kunststudent den Krieg zwischen den süddeutschen Staaten und Österreich auf der einen, Preußen auf der anderen Seite mit sehr gemischten Gefühlen aufziehen. Er spielte mit dem Gedanken, sich dem «verwünschten «Bruderkrieg»» durch Auswanderung in die USA oder nach Großbritannien zu entziehen. [6] Preußen war zwar seine alte Heimat. Aber südlich des Mains hatte er mittlerweile viele Freunde und in Malvina Schroedter, der Tochter eines seiner Karlsruher Lehrer, die Liebe seines Lebens gefunden. Mit diesen hoffte er zeitweilig sogar darauf, «daß vorher in Preußen noch eine Revolution ausbricht». Um sich der Gefahr einer Rekrutierung für den Dienst im preußischen Militär zu entziehen, bat er seine Eltern, bei einem eventuellen Einberufungsbescheid den Behörden vorzuflunkern, der Sohn sei mit unbekannter Adresse in die neutrale Schweiz verzogen.[7]

Nach dem preußischen Sieg im deutsch-deutschen «Bruderzwist», der für die meisten Zeitgenossen überraschend kam, änderte sich Anton von Werners Einstellung. Damit war er repräsentativ für viele, die zuvor dem Preußen Wilhelms I. und Bismarcks kritisch gegenübergestanden hatten. Während in Berlin eine Mehrheit der Abgeordneten der Fortschrittspartei die Nationalliberale Partei gründete, um fortan mit der Regierung zusammenzuarbeiten, besann von Werner in Karlsruhe, geblendet vom «glänzenden Feldzug unserer Truppen», sich wieder auf seine preußischen Wurzeln. Nachdem er sich kurz zuvor vorm Militärdienst noch hatte drücken wollen, bedauerte er es nun auf einmal selbst, nicht Soldat geworden zu sein! Speziell dazu mochte auch beitragen, dass man in dem von Kampfhandlungen weitgehend verschont gebliebenen Baden «vom Kriege gar nichts bemerkt» hatte.[8]

Bei Werner wurde die Versöhnung mit der alten preußischen Heimat außerdem noch dadurch befördert, dass ihm die Berliner

Akademie der Künste im August 1866 nun doch einen Preis verlieh. Das Preisgeld und wachsende künstlerische Erfolge ermöglichten ihm in den nächsten drei Jahren längere Studienaufenthalte in Frankreich und Italien. Während der Norddeutsche Bund entstand, sich konsolidierte und mit den süddeutschen Staaten Verteidigungsbündnisse abschloss, sprach Werner im Ausland und in seinen Briefen an die Eltern mit wachsendem Respekt über Bismarck und «unser» Preußen.

Ende 1869 kehrte er wieder nach Deutschland zurück und übernahm die «patriotische» Aufgabe, ein Kieler Gymnasium mit Wandbildern zu Luther und der «nationalen Erhebung von 1813» zu verschönern. Dort traf ihn im Juli 1870 die «Nachricht von der französischen Kriegserklärung wie ein Blitz aus heiterem Himmel». [9] Der Beginn der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und dem nun von den süddeutschen Staaten unterstützten Preußen machte dem Künstler vorerst nicht nur einen Strich durch seine Heiratspläne. Seinem Vater gegenüber klagte er deswegen spontan: «Wenn nur jetzt nicht der Krieg gekommen wäre!» Auch um die in Karlsruhe, in unmittelbarer Nähe der nun Front gewordenen Grenze, zurückgelassene Braut Malvina machte er sich zunächst große Sorgen. Dazu kamen beunruhigende Nachrichten über hohe Verluste des Regiments aus seiner Heimatstadt in den ersten Schlachten des Krieges. Vielleicht waren Freunde und Bekannte darunter? Schließlich fühlte er sich in Kiel selbst nicht ganz sicher: Was, wenn die Dänen auf Seiten Frankreichs in den Krieg eintraten? Oder die französische Flotte Kiel bombardierte?

Andererseits bot sich bei einem solchen Angriff, trotz mittlerweile aus gesundheitlichen Gründen erfolgter Ausmusterung in Preußen, vielleicht doch noch die Möglichkeit, in einer Landwehrkompanie die 1866 im Nachhinein vermissten Kriegserfahrungen zu sammeln. Zudem steckte die Kriegsbegeisterung an, die sich wie ein Lauffeuer in Kiel ausbreitete.

Denn diese war «kolossal und allgemein – wie überall», wie Anton von Werner schon kurz nach Kriegsbeginn registrierte. Als preußische und verbündete Truppen bald tiefer und tiefer in Feindesland eindringen, wurde er nicht nur zunehmend optimistischer. In wachsendem Maß sah er im Krieg auch ein mögliches Karrieresprungbrett. Im August 1870 noch von der Hoffnung erfüllt, dass die Feindseligkeiten «allem Anschein nach rasch und glücklich zu Ende gehen» würden, wünschte er sich zwei Monate später sogar deren Verlängerung. Denn er könne, wie er dem Vater mit einer Mischung aus Pathos und Torschlusspanik erläuterte, «die Gelegenheit, die *hoffentlich* nie wiederkehrt, nicht vorbeigehen lassen, ohne aus eigener Anschauung, so viel es jetzt noch möglich ist», die Realität des Krieges kennenzulernen, um sie «einst künstlerisch zu verarbeiten».[10]

Deshalb ließ er seine Beziehungen zum Karlsruher Hof spielen. Von der Großherzogin erhielt er ein Empfehlungsschreiben an ihren Bruder, den preußischen Kronprinzen. So ausgerüstet, reiste er mit einigen Künstlerkollegen im Oktober 1870 über Straßburg, dessen von deutscher Artillerie zerschossene Vorstädte «einen fürchterlichen Eindruck» auf ihn machten, in das preußische Hauptquartier nach Versailles. Dort ebnete ihm die Empfehlung aus Karlsruhe nicht nur den Weg zum Kronprinzen, sondern auch zum preußischen Generalstabschef Helmuth von Moltke und anderen hohen Militärs. Die aristokratische und militärische Elite Preußens, die er bisher aus der Ferne als arrogant und unnahbar erlebt hatte, wirkte aus der Nähe jetzt «jovial» und umgänglich auf ihn. Mit Überraschung registrierte Werner zudem: «Sie hatten alle soviel Zeit und Interesse für die Kunst!» Das Bemühen seiner neuen Bekannten, ihre Rolle im deutsch-französischen Krieg durch künstlerische Werke gebührend hervorheben zu lassen, bescherte ihm eine ganze Reihe von lukrativen Aufträgen.[11] So waren es wohl nicht allein die Erweiterungen seines Erfahrungsschatzes durch das, was er auf

dieser ersten Fahrt nach Versailles gesehen hatte, die ihn dem Vater berichten ließen: «Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich freue, daß ich noch den Krieg soviel jetzt davon noch zu sehen, mitmachen konnte.»[12]

Ende November 1870 kehrte Werner nach Karlsruhe zurück. Während der nächsten Wochen war er damit beschäftigt, die Verlegung seines Wohnsitzes nach Berlin vorzubereiten. Die im Versailler Hauptquartier geknüpften Verbindungen und angebahnten Geschäftsbeziehungen schienen diesen schon vorher erwogenen Umzug nun erst recht sinnvoll zu machen. Am 16. Januar 1871 wollte er deswegen in die preußische Hauptstadt reisen. Doch am Tag davor erreichte Werner die rätselhafte Nachricht des Kronprinzen, er könne etwas seines «Pinsels Würdiges erleben», wenn er vor dem 18. Januar in Versailles eintreffen werde.

Festakt mit Hindernissen

Der Künstler zögerte nicht. Er kaufte sich «einen dicken Reisepelz» – die Temperatur lag, bei stahlblauem Himmel, um zehn Grad unter null – und machte sich noch am selben Tag um 14 Uhr, vier Stunden nach Ankunft des Telegramms, auf die Reise. Diesmal kam er schneller voran als im Oktober. Dennoch dauerte es zwei Tage, bis er über Straßburg und Epernay mit dem Zug Lagny-sur-Marne, den Endpunkt der Bahnstrecke vor dem deutschen Belagerungsring um Paris, erreicht hatte. Am 17. Januar traf er dort um fünf Uhr nachmittags ein. Mittlerweile hatte Tauwetter mit Regen eingesetzt, und es dämmerte bereits. Für die Weiterfahrt hatte der Hofmarschall des Kronprinzen einen Platz für ihn in der Armeepostkutsche reserviert. «So ging's in die pechschwarze Nacht hinein», Werner mit einem preußischen Feldjäger und dem Kutscher «zu dritt in dem mit

Postpaketen gefüllten Wagen zusammengepreßt, wie in der Schachtel die Sardinen». Aus Furcht vor Angriffen französischer Partisanen wurde die Kutsche von einem weiteren Soldaten aus Bayern bewacht, der «oben auf dem Verdeck des Wagens schaukelte».

In halsbrecherischer Fahrt durch die Nacht legte Werner auf diese Weise die letzten gut 50 Kilometer der Reise zurück. «Um 4 Uhr früh kamen wir ohne Unfall, nur tüchtig durchgerüttelt und etwas steif in den Gliedern in Versailles an.» Der Künstler schlief noch zwei Stunden im Quartier des preußischen Feldjägers, der ihn in der Postkutsche begleitet hatte. Kaum erholt, ging er «gegen 8 Uhr ins Quartier des Kronprinzen nach der mir wohlbekanntem Villa Les Ombrages, gestieft und gespornt, denn ich glaubte nichts anderes, als daß ein Sturm auf Paris oder etwas Derartiges beabsichtigt sei, eine Meinung, die auch die Herren vom Etappenkommando in Straßburg und Epernay ausgesprochen hatten». Der Kronprinz begrüßte ihn nur kurz im Vorübergehen und beauftragte den Hofmarschall, «das Weitere» zu organisieren. Der fragte Werner «zu meiner höchsten Verwunderung, ob ich einen Frack mitgebracht hätte». Dann stellte er ihm für «heute vormittag zu der Festlichkeit im Schloss» einen Passierschein aus.[13]

In aller Eile besorgte sich der Künstler bei einem französischen Herrenausstatter den Frack. Von der Festlichkeit im Schloss hatte der Franzose auch bereits gehört, wusste aber genauso wenig, worum es sich handelte. Die wildesten Gerüchte machten die Runde. Weil deutsche Truppen an allen Frontabschnitten ihre Fahnen eingerollt und nach Versailles gebracht hatten, vermuteten manche Einheimische sogar, die Deutschen beabsichtigten, vor den sich erfolgreich verteidigenden Parisern zu kapitulieren.[14]

Gegen elf Uhr eilte Werner schließlich zum Schloss, einigermaßen in Sorge um die Sauberkeit seiner Frackhosen. Denn das Eis und der Schnee der letzten Tage hatten sich mit dem

Tauwetter in «furchtbaren Dreck» verwandelt, wie ein Offizier des preußischen Generalstabs in seinem Tagebuch notierte. Auf der zum Schloss führenden Avenue de Paris und der davorliegenden Place d'Armes wimmelte es dennoch von Soldaten. Allen dienstfreien Mannschaften der deutschen Garnison war «gestattet» worden, sich in Paradeuniform dort zu versammeln.[15]

Kurz vor zwölf Uhr fuhr der Kronprinz vor und ging mit seinen Adjutanten ins Schloss. Bald darauf folgte König Wilhelm im offenen, von vier Pferden gezogenen Wagen. Trotz der Hurrarufe der Soldaten hatten allerdings sogar zum Pathos neigende Betrachter den Eindruck, dass sich eine wirklich feierliche Atmosphäre nicht einstellen wollte. Denn nicht nur mischte sich in das Hurra von Paris her der Donner französischer Festungsartillerie. Der Wagen des Königs musste zudem seinen Weg nehmen «zwischen Kriegsfuhrwerk, Proviantladungen und Viehzutrieb, durch den lebhaften städtischen Verkehr hindurch, der am Markttage herrschte».[16]

Vor dem Schloss stieg der König aus dem Wagen und schritt zunächst die dort aufgestellte Ehrenwache seines Garderegiments ab. Bei den von einem Unteroffizier gehaltenen Resten der Fahne des Regiments blieb er stehen. Das Fahnentuch war bei einem der ersten Gefechte des deutsch-französischen Krieges, der Schlacht von Weißenburg, zerfetzt und die Fahnenstange zersplittert worden. In dieser Schlacht hatte auch das Regiment aus Anton von Werners Heimatstadt Frankfurt an der Oder große Verluste erlitten. Bis zum 18. Januar 1871 betrug der Blutzoll des Krieges auf beiden Seiten zusammen mehr als 170.000 Tote und über 220.000 Verwundete, und es sollten noch einige Tausend dazukommen.

Der König befahl, die Fahne des Garderegiments zu den bereits in den Spiegelsaal des Schlosses gebrachten anderen zu tragen, und ging selbst hinein. Im Spiegelsaal wartete Anton von Werner als einer von einer Handvoll Zivilisten unter Hunderten von

Uniformträgern bereits seit einer guten halben Stunde. An der vom Eingang aus linken Längsseite standen vor den Fenstern ordensgeschmückte preußische und bayerische einfache Soldaten und Unteroffiziere, die von verschiedenen Truppenteilen abgeordnet worden waren. Auf der rechten Seite, an der große Spiegel das durch die Fenster gegenüber eindringende Tageslicht zurückwarfen, standen Offiziere im Generalsrang und Ministerialbeamte, auch diese allesamt in Uniform. Gegenüber dem Eingang, an der Stirnseite des Spiegelsaals, waren auf einem Podium die Fahnenträger in Reih und Glied aufgestellt. Mit dem Auge des Malers taxierte Werner schon das künstlerische Potential der in den Spiegeln reflektierenden bunten Uniformen, der blitzenden Orden und Waffen und des Lichts.

Allerdings tappte er immer noch völlig im Dunkeln, «was aus diesem Gewirr «meines Pinsels Würdiges» sich entwickeln würde». Auf den Sinn der ganzen Veranstaltung konnte er sich nach wie vor keinen Reim machen. Angesichts des Datums schien es ihm am wahrscheinlichsten, dass ein Gedenken an die erste preußische Königskrönung am 18. Januar 1701 vorgesehen war, an deren Vorbereitung sein Vorfahr Anteil gehabt hatte. Der höchste Orden Preußens, der Schwarze Adlerorden, war damals gestiftet worden, und das daran erinnernde Ordensfest galt in Hofkreisen als wichtige Feier.

Dass König Wilhelm diesen Orden an prominenter Stelle trug, als er den Spiegelsaal betrat, war geeignet, die Vermutung zu bestärken. Der König, sein Sohn, die mit ihnen eingetretenen Angehörigen anderer deutscher Fürstenthäuser und der preußische Ministerpräsident Bismarck stellten sich gegenüber von einem Altar in der Mitte der Fensterseite auf. Werner, der in nächster Nähe stand, nahm sein Skizzenbuch heraus und begann ihre Porträts zu zeichnen. Der Kronprinz kommandierte: «Helm ab zum Gebet», und mit dem Absingen eines Chorals begann ein Gottesdienst. In seine

Arbeit versunken, bekam der Künstler davon «natürlich so gut wie nichts» mit, ebenso wenig wie von der folgenden Ansprache des preußischen Hofpredigers.[17]

Er war allerdings nicht der Einzige, dem es so ging. Die unerwartet lange Predigt war nach der Erinnerung vieler Anwesender auch nicht sonderlich geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln. So ließ der Kronprinz, abgestoßen von der «ziemlich taktlosen, langen, historisch-religiösen Abhandlung» des Hofpredigers, seine «Blicke während dieses Teils der Feier über die Versammlung und an die Decke schweifen». Der Generalstäbler Oberstleutnant Paul Bronsart von Schellendorf urteilte in seinem Tagebucheintrag zum 18. Januar, die «lange, aber ziemlich schwache Rede» habe «mehr den Charakter einer Hausandacht» gehabt. Überdies wurde seine Aufmerksamkeit wie die Werners von dem Gottesdienst durch ein Kunstwerk abgelenkt: Denn der «improvisierte Altar stand einer nackten Venus gegenüber, ein allerdings im Schloß von Versailles schwer zu vermeidendes Verhältnis».[18]

König Wilhelm dagegen ignorierte die Nackte oder nahm sie nicht wahr. Er blickte während des Gottesdienstes andächtig zu Boden und dankte dem Hofprediger nachher herzlich. Dann ging er zum Podium an der Stirnseite des Spiegelsaals, auf dem die Fahnenträger warteten. Wilhelm komplimentierte zunächst die 32 Angehörigen anderer deutscher Fürstenhäuser auf das Podium, bevor er sich selbst, flankiert vom Kronprinzen und seinem Schwiegersohn, dem badischen Großherzog, dort aufstellte. Die hohen Herrschaften standen nun bereits sehr gedrängt, in stetiger Gefahr, sich gegenseitig auf die Füße zu treten. Den König hielt das aber nicht davon ab, noch zwei weitere Fahnenträger heraufzukommandieren.

Mit der Bewegung der Fürsten war der Rest der Teilnehmer ebenfalls in Bewegung geraten. Angeführt von Bismarck, verlagerten

Minister, Generalstäbler und andere hohe Würdenträger ihre Position an die Stufen vor dem Podium. Doch es konnte, wie selbst eine die besondere Würde des Festakts betonende Darstellung vermerkte, «nicht fehlen, daß im Drange, der feierlichen Handlung so nahe wie möglich zu sein, auch die Versammlung selbst nachzufolgen suchte».[19]

Anton von Werner machte keine Ausnahme. Hinter einem Hauptmann arbeitete er sich «durch die dichtgedrängte Masse der Offiziere zu einem günstigeren Platz» vor – nicht ohne von einem Hofmarschall angeraunt zu werden, was er als Zivilist denn überhaupt hier zu suchen habe. «Und nun ging in prunklosester Weise und außerordentlicher Kürze das große Ereignis vor sich, das die Errungenschaft des Krieges bedeutete: *die Proklamierung des Deutschen Kaiserreiches!* Das also war es, was der Kronprinz Friedrich Wilhelm als etwas meines Pinsels Würdiges in seinem Telegramm bezeichnet hatte!»

Reflexartig zeichnete der Künstler weiter. Dafür hatte er sich schließlich auf einen besseren Platz vorgedrängelt. Denn so prunklos die Sache ihm auch scheinen mochte: «Der Vorgang war gewiß historisch würdig, und ich wandte ihm meine gespannteste Aufmerksamkeit zu, zunächst natürlich seiner äußeren malerischen Erscheinung, notierte in aller Eile das Nötigste, sah, daß König Wilhelm etwas sprach und daß Graf Bismarck mit hölzerner Stimme etwas Längeres verlas, hörte aber nicht, was es bedeutete.»[20]

Wilhelm hatte den Fürsten dafür gedankt, dass sie die Aufforderung Ludwigs II. von Bayern unterstützten, die Kaiserwürde im neuen Deutschen Reich anzunehmen. Bismarck las anschließend die Proklamation Wilhelms «an das deutsche Volk» vor, in dem der König sich dazu bereitklärte. Dass der preußische Ministerpräsident dabei keine allzu imposante Vorstellung ablieferte, war nicht nur Anton von Werners Eindruck. Später für die Veröffentlichung überarbeitete und offenbar geschönte Berichte

attestierten beiden Rednern zwar «kräftige» Stimmen. Der Kronprinz notierte dagegen am 18. Januar in sein Tagebuch, dass Bismarck, «der ganz grimmig verstimmt aussah,» seine Ansprache «in tonloser, ja geradezu geschäftlicher Art und ohne jegliche Spur von Wärme oder feierlicher Stimmung» verlas.[21]

Nach dem Ende von Bismarcks Vortrag brachte der Großherzog von Baden als ranghöchster der anwesenden deutschen Fürsten – die Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen fehlten bei der Zeremonie – ein Hoch auf den Kaiser aus. Das Publikum antwortete mit mehrfachen Hoch- und Hurrarufen. Fahnen, Helme und Waffen wurden geschwenkt, nicht ganz ungefährlich in dem proppenvollen Saal, aber niemand kam zu Schaden. Anton von Werner «schrie mit und konnte dabei natürlich nicht zeichnen». Vor dem Schloss «antwortete wie ein Echo das Hurra der dort aufgestellten Truppen. Der historische Akt war vorbei: Es gab wieder ein *Deutsches Reich und einen Deutschen Kaiser!* Ich sah noch, wie der Kaiser den Kronprinzen umarmte und von den ihn umgebenden deutschen Fürsten beglückwünscht wurde. Eine beabsichtigte Defiliercour der anwesenden Offiziere mißglückte.»[22]

Dass die nicht geplante Gratulation des Monarchen durch die Militärs «des unvermeidlichen Gedränges wegen keinen rechten Charakter hatte», registrierten auch der Kronprinz und andere Teilnehmer. Doch damit nicht genug der peinlichen Momente und Pannen. Die Musikkorps waren angewiesen worden, nach dem Ende des offiziellen Teils der Feier im Vorraum des Spiegelsaals einen Marsch anzustimmen. «Aber so sehr waren der Kaiser und die Fürsten noch in der Unterredung mit den sie umringenden Festgenossen begriffen, daß der zu lauten Musik sofort wieder Einhalt geboten werden mußte.»[23] Irritiert sah Werner «dann den Kaiser die Stufen der Estrade hinabschreiten, an Bismarck vorbei, den er nicht zu bemerken schien.»[24]

Eine schwere Geburt

Jahre später sollte er von Bismarck selbst erfahren, dass es sich dabei um alles andere als Zufall gehandelt hatte. Denn bei der Vorbereitung der Versailler Kaiserproklamation waren der zukünftige Kaiser und sein Kanzler massiv aneinandergeraten. Deshalb grollte Wilhelm und ignorierte Bismarck nach dem Festakt. Und das war auch der Grund, warum der Kanzler «ganz grimmig verstimmt» war und seine Rolle in der Zeremonie sichtlich unmotiviert spielte. Noch einige Tage später klagte Bismarck seiner Frau in einem Brief: «Diese Kaisergeburt war eine schwere, und Könige haben in solchen Zeiten ihre wunderlichen Gelüste, wie Frauen, bevor sie der Welt hergeben, was sie doch nicht behalten können. Ich hatte als Accoucheur [Geburtshelfer] mehrmals das dringende Bedürfnis, eine Bombe zu sein und zu platzen, daß der ganze Bau in Trümmer gegangen wäre.»[25]

Was war geschehen? Den Funken für den Streit hatte die Frage gezündet, welchen Titel Wilhelm als Kaiser zukünftig tragen sollte. Auf den ersten Blick war das in der Tat ein kurioser Anlass. Allerdings handelte es sich dabei um ein Thema, das nicht nur tiefe Einblicke in die Befindlichkeiten und Eigenheiten der zentralen Akteure der Reichsgründung bietet. Der Streit um des Kaisers Titel beleuchtet auch grell ein hartnäckiges Hindernis der nationalen Einigung Deutschlands, das Anton von Werner als Wandler zwischen den Welten seit 1862 schon am eigenen Leib erfahren hatte: den Gegensatz zwischen Preußen und dem Süden. Mit der Zeremonie in Versailles war dieser Gegensatz nicht wirklich überwunden. Die Auseinandersetzung zwischen König Wilhelm und Bismarck um den Kaisertitel war, um im Bild zu bleiben, tatsächlich nur ein vorläufiger Höhepunkt der Geburtswehen des deutschen Kaiserreiches.

Seit dem Sieg über Österreich 1866 herrschte Preußen nördlich des Mains unangefochten. Die Gründung des von ihm dominierten Norddeutschen Bundes war der sichtbare Ausdruck dafür. Südlich des Mains sah die Lage zunächst aber noch anders aus. Obwohl die süddeutschen Staaten nun notgedrungen mit Preußen durch Verteidigungsallianzen verbunden waren, zeigten sie sich wenig interessiert, die Beziehungen enger zu gestalten. Das merkte der aus dem Norden stammende Anton von Werner selbst in Baden, trotz der engen dynastischen Verbindungen des dortigen Großherzogs zur preußischen Königsfamilie. Das persönliche Verhältnis zu einem bis dahin guten Freund, dem Karlsruher Schriftsteller Viktor von Scheffel, verschlechterte sich nach 1866 sogar, weil diesem «der Unmut über die neuen Verhältnisse in Deutschland noch immer böse Stunden bereitete, während seine sonst gleichgesinnten Freunde schon angefangen hatten, die Sache von der praktischen Seite zu sehen». Die gemeinsamen Abende in Scheffels Mansarde gestalteten sich deshalb «nicht mehr so harmlos und heiter wie früher».[26] In Bayern und Württemberg stand sogar eine deutliche Mehrheit der Bevölkerung Preußen feindlich gegenüber.

Mit dem Beginn des Krieges gegen Frankreich im Juli 1870 änderte sich das, und damit eröffneten sich auch der preußischen Politik neue Perspektiven. Durch die süddeutschen Staaten lief eine Welle nationaler Begeisterung. Eine erneute Machterweiterung der preußischen Monarchie geriet so in den Bereich des Möglichen. Gespräche über den Eintritt Süddeutschlands in den Norddeutschen Bund wurden begonnen. Nach langwierigen Verhandlungen war bis Ende November 1870 in Versailles darüber weitgehende Einigkeit erzielt.

Am 1. Januar 1871 traten die entsprechenden Verträge formell in Kraft. Tatsächlich war jedoch vieles noch offen. Offiziell hieß das Resultat der Verhandlungen in den Verträgen «Deutscher Bund». Zumindest auf preußischer Seite sprach man aber bereits ganz